

BLÄTTER

aus dem

MAX-SAMUEL-HAUS

Rostock

Nr. 16

Juni 2000

Am 18. Juni 2000 eröffnet das Max-Samuel-Haus mit der Fotoausstellung „Israel. Landschaften, Städte, Menschen“ und einem open-air-Konzert der Berliner Klezmer-Band „La Om“ sein bis zum 21. September reichendes Sommerprogramm. Die Eröffnung des „Internationalen Musik- und Begegnungssommers Max-Samuel-Haus 2000: Brücken des Vertrauens – Bridges of confidence“, für den der Ministerpräsident von Mecklenburg-Vorpommern Dr. Harald Ringstorff die Schirmherrschaft übernommen hat, findet anlässlich des 10jährigen Bestehens des „Vereins der Freunde und Förderer des Max-Samuel-Hauses e.V.“ statt.

Brücken des Vertrauens

Im Juni 1990 gründete sich nach halbjähriger Vorbereitung durch eine Initiativgruppe die „Vereinigung für jüdische Geschichte und Kultur in Rostock“. In ihr trafen sich Rostocker Bürgerinnen und Bürger, die sich oft bereits seit Jahren von sehr unterschiedlichen Ansätzen aus – als Historiker, Pastoren, Bibliothekare, Archivare, aber auch als engagierte Mitglieder von Kirchgemeinden, als politische Mandatsträger der „Wende“- und „Nachwende“-Zeit oder als Angehörige ehemaliger jüdischer Familien Rostocks – für die historische Erinnerung, für die Verständigung mit Israel oder für den jüdisch-christlichen Dialog eingesetzt hatten.

Dieser im Gründungsjahr bereits über 40 Mitglieder umfassende Verein initiierte die am 2. September 1991 vollzogene Errichtung der „Stiftung Begegnungsstätte für jüdische Geschichte und Kultur in Rostock“, der Dr. Herbert Samuel die Rückübertragungsansprüche auf das 1938 durch die Nazi-Regierung enteignete väterliche Grundstück Schillerplatz 10 übertrug. Am 1. Oktober 1991 konnte die Stiftung, unterstützt durch den Verein, die Arbeit in der 1912 errichteten Familienvilla

aufnehmen. Seitdem führt sie – dem Wunsch von Herbert Samuel entsprechend – den Namen seines Vaters: „Max-Samuel-Haus“.

Bereits in den anderthalb Jahren vor Eröffnung des Max-Samuel-Hauses hatte der Verein mehr als 60 öffentliche Veranstaltungen – Vorträge, Seminare, Schriftstellerlesungen, Diskussionsforen, Filmabende, Lehrerweiterbildungen, Konzerte usw. – mit fast 2500 Teilnehmern an ganz unterschiedlichen Orten der Stadt organisiert.

Mit der ersten öffentlichen Veranstaltung im Max-Samuel-Haus, dem Vortrag von Dr. Yaakov Zur über den „Zionismus – die nationale Befreiungsbewegung des jüdischen Volkes“ am 3. Oktober 1991, konnten vollkommen neue Möglichkeiten der Begegnung und der Öffentlichkeitswirksamkeit schrittweise erschlossen werden.

Das Max-Samuel-Haus wurde schnell zum Anlaufpunkt, ja zur Heimstatt, für die jüdischen Zuwanderer aus der ehemaligen Sowjetunion, die bei der Beratungsstelle des Vereins Hilfe und Unterstützung fanden. Zugleich nutzten zunehmend Lehrer, Schulklas-

sen und Jugendgruppen die Möglichkeit, sich im Max-Samuel-Haus Themen jüdischer Geschichte und Kultur zu erarbeiten oder z.B. israelischen Jugendbotschaftern, ehemaligen Rostocker Juden, Mitgliedern der neubelebten Jüdischen Landesgemeinde zu begegnen. Gleichzeitig setzte sich die „Vereinigung für jüdische Geschichte und Kultur“ in dieser Zeit aktiv für die Bewahrung des Grundrechtes auf politisches Asyl und für die Integration von in Deutschland lebenden Ausländern ein: als Mitinitiator der „Rostocker Appelle I und II“, in der Aktion „Bleiberecht für Vietnamesen“, am Rostocker Bürgertisch.

Bald darauf definierte der Verein sich neu und änderte seinen Namen in „Verein der Freunde und Förderer des Max-Samuel-Hauses e.V.“. Seitdem liegen seine Schwerpunkte in der tragenden Rolle als moralische und ideelle Basis der von Fachkräften gestalteten inhaltlichen Arbeit des Max-Samuel-Hauses, in der Mitgestaltung der konzeptionellen Entwicklung durch die Besetzung der Stiftungsgremien, aber auch zunehmend in der Unterstützung der materiellen Erhaltung und vor allem der Sanierung des Gebäudes Schillerplatz 10. Zum großen Teil ist es dem Förderverein zu verdanken, daß bereits 1995 ein erster großer Sanierungsschritt unternommen werden konnte, dem 1999/2000 dank der großzügigen Unterstützung der WiRo Wohnen in Rostock Wohnungsgesellschaft mbH mit der Neugestaltung der Fassaden und der Außenflächen der zweite entscheidende Schritt folgte. Diese Sponsoringleistungen werden am 18. Juni dem Max-Samuel-Haus übergeben.

Herbert-Samuel-Preis für besondere Verdienste bei der Förderung aktiver Toleranz

Damit ist auch eine Verpflichtung eingelöst, die der Verein und die Hansestadt Rostock als Initiator bzw. Errichter der Stiftung Begegnungsstätte für jüdische Geschichte und Kultur in Rostock gegenüber Dr. Herbert Samuel eingegangen sind: neben der Umsetzung der Stiftungszieles – der Förderung aktiver Toleranz im Miteinander von Menschen unterschiedlicher Nationalität, Religion, Weltanschauung, Herkunft und Lebensform – die

Erhaltung und schrittweise Neugestaltung des Max-Samuel-Hauses zu gewährleisten.

Aus diesem Anlaß hat sich der Stiftungsvorstand entschlossen, die Persönlichkeit von Dr. Herbert Samuel durch die jährliche Verleihung des „Herbert-Samuel-Preises für besondere Verdienste bei der Förderung aktiver Toleranz“ dauerhaft zu würdigen. Der in Güstrow geborene, in Rostock aufgewachsene, seit 1933 bis zu seinem Tod 1992 in England lebende Jurist Herbert Samuel hat sich zeitlebens für Toleranz im Zusammenleben eingesetzt, Brücken geschlagen, Vertrauen in den zwischenmenschlichen wie gesellschaftlichen Beziehungen befördert.

Diesem Lebenswerk ist der Gedanke des Herbert-Samuel-Preises verpflichtet. Er wird am 18. Juni erstmalig an drei Persönlichkeiten verliehen, die auf sehr unterschiedliche Weise dem vielgebrauchten Wort „Toleranzförderung“ sehr praktische Bedeutung geben: dem Direktor der Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland e.V., Herrn Benjamin Bloch (Frankfurt/Main), der sich mit großem persönlichen Engagement sowohl für die soziale Integration jüdischer Zuwanderer in Rostock als auch für die 1994 erreichte Neugründung und Entwicklung einer Jüdischen Gemeinde in Rostock eingesetzt hat; der Kauffrau Almut Wagner (Rostock), Präsidiumsmitglied der Deutsch-Israelischen Gesellschaft, die sich seit 1990 beispielgebend für die Entwicklung des deutsch-israelischen Jugendaustausches und für ein von historischer Verantwortung geprägtes politisches Engagement Jugendlicher in einer Bürgergesellschaft eingesetzt hat; der Medizinerin Ute Grasshoff (Rostock), die in langjähriger Recherche das Wirken jüdischer Ärzte in Rostock erforscht und engagiert der Öffentlichkeit vorgestellt hat.

Sommerprogramm, Vereinsjubiläum, Abschluß der Sanierungsarbeiten und Preisverleihung – diese vier Stichworte umschreiben, daß der 18. Juni 2000 ein wesentliches Datum ist auf einem immer breiter und vielfältiger werdenden Weg, der vor einem Jahrzehnt von Menschen beschritten wurde, die im konkreten Tun etwas beitragen wollten und wollen zum friedlichen Mit-einander-Leben.

Frank Schröder

Bauen ist mehr als nur Bauen oder: Vom Geist des Ortes

Wandel ist etwas, was uns ständig umgibt; ganz egal, ob wir das mögen oder nicht. Die Geschichte hat bereits gezeigt, daß dieses schon immer so war. Was sicherlich neu ist, das ist die ständig wachsende Geschwindigkeit der Veränderungen. Diesem müssen und diesem werden wir uns auch stellen.

Was aber machen wir mit Sachen, mit Gebäuden, die nicht für eine rasante Veränderung errichtet worden sind? Und: muß sich eigentlich alles verändern? Was ist mit Kontinuität? Was ist mit Identität, mit der Identifikation mit einem Ort? ...also ganz einfach mit einem Zuhause?

Wenn also in dieser unserer Zeit gebaut wird, ist, oder sollte zumindestens, an mehr zu denken sein als nur an kurzfristige Investitionskosten und wie immer drängende Termine. Dieses Nachdenken gilt eben nicht nur für die sogenannten Großvorhaben. Ist es doch das Alltägliche, das Gebäude, das Umfeld, was von uns allen „benutzt“ wird.

In dieser Konstellation war und ist auch weiterhin der Standort, das Gebäude Schillerplatz 10 zu sehen. Als Villa, errichtet durch den Laager Architekten Paul Korff zu Beginn des 20. Jahrhunderts, diente es über viele Jahre als Wohngebäude. Jedoch schon in den 30er Jahren, nach dem Kauf durch Max Samuel 1922, fanden nicht unerhebliche Eingriffe statt wie zum Beispiel die Umgestaltung der Eingangssituation.

Eine weitere Nutzung des Gebäudes in den letzten Jahren als Kindertagesstätte bis 1991 und danach als Begegnungsstätte für jüdische Geschichte und Kultur/Max-Samuel-Haus zeigen einen Teil stattgefundener Nutzungsänderungen auf - als Ergebnis gesellschaftlichen Wandels.

Das denkmalgeschützte Gebäude, der Stadtort mit seinem weitläufigen Garten sind durch Stiftungsvermögen zum Max-Samuel-Haus gemacht worden, nicht durch den ursprünglichen Erbauungsplan. Eine wesentliche Aufgabe im Umgang mit dem Gebäude ist die Bewertung dieser Situation mit Umsetzung in bauliche Maßnahmen gewesen. Ziel konnte es somit nur sein, die besondere architektonische Wertigkeit des Gebäudes zu bewahren bzw. wieder herzustellen und im Zusammenhang mit den neuen Nutzeranforderungen fortzuführen. Die Öffentlichkeit in der Nutzung sollte sich auch bei den erforderlichen baulichen Maßnahmen am Gebäude und im Freiraum wiederfinden.

Die durchgeführte Fassadensanierung war somit mehr als nur Mauerwerksreparatur, Neuputz und Farbe. Bei grundsätzlicher Bewahrung des denkmalgeschützten Erscheinungsbildes sind es die Details, die die Zeichen für das Neue setzen.

Es erfolgte die Neuformulierung des Haupteinganges, weg vom Optisch-nicht-vorhanden-Sein hin zum Einblicke-Gewähren und In-das-Gebäude-Blicken. Hier ein Stahl-Glas-Fenster an dem Ort der entfernten historischen Zuwegung, in Verbindung mit einer neuen Hauseingangstür und einer transparenten Eingangsüberdachung. Die seitliche Eingangsstufe, als nur eine Stufe, setzt Zeichen und lädt damit ebenfalls ein. Das Auge, der Besucher, wird so aus einem öffentlichen Straßenraum in den halböffentlichen Vorplatz und von dort in das „private“ Gebäude geführt, welches somit dann schon nicht mehr so privat ist.

Dieser Ansatz des „Führens“ greift ebenfalls bei der Gestaltung der Außenanlagen. Über Zeichensetzung Einblicke schaffen und gleichzeitig abgeschlossene Bereiche bilden, stellt eine Verbindung zwischen Außen- und Innenraum her. Auch die Auseinandersetzung zwischen marodem Alten und klarem geradem Neuen sind baulich ablesbar und gestaltbar - hier mit dem Belassen und Umgestalten der Gartenmauer.

Daß die gewählte Formensprache der neugestalteten Bauteile und Anlagen eine neue sein muß, versteht sich mit der gewandelten Gebäudenutzung fast von selbst. Aber „neu“ nicht des Effektes wegen, sondern das Neue als Fortführung der vorhandenen gestalterischen baulichen Ansätze. Somit gibt es kein Aufdrängen, sondern ein Unterordnen in den Bestand mit einer gleichzeitigen Weiterentwicklung entsprechend den neuen Anforderungen.

Daß Baukosten, Termine und handwerkliche Qualität trotz oder gerade wegen dieser Ansätze eine wichtige Rolle spielen, soll selbstverständlich mit erwähnt werden. Auch das nicht immer Selbstverständliche soll hier mit angesprochen werden: eine sehr intensive, engagierte, kreative und trotzdem kostenbewußte Auseinandersetzung mit dieser - dann doch - besonderen Bauaufgabe, geführt zwischen der WIRO als Bauherrn, dem Max-Samuel-Haus als Eigentümer und dem Architekten. Hierfür sei allen an der Gestaltung des neuen Ortes Beteiligten gedankt.

Joachim Brenckne
Architekt BDA

Der Verein der Freunde und Förderer des Max-Samuel-Hauses hat heute 93, davon 4 institutionelle Mitglieder. Er ging nach Schaffung der Stiftung Begegnungsstätte und Etablierung des Max-Samuel-Hauses hervor aus der 1990 gegründeten Vereinigung für jüdische Geschichte und Kultur in Rostock. Vorausgegangen war in den 80er Jahren die Initiative einer kleinen Gruppe Rostocker Bürger. Zu ihnen gehörte Maritta Fritzsche.

Immer auf der Suche nach den Wurzeln

Ihr Wohnzimmer, Frau Fritzsche, spielt in der Geschichte des nun 10 Jahre bestehenden Vereins eine legendäre Rolle: In privater Atmosphäre hat 1987 alles angefangen. War Ihnen damals die gesellschaftliche Dimension bewußt?

Wir haben den Abend in unserem Wohnzimmer damals als ein ganz außergewöhnliches Ereignis empfunden, aber eher als ein einmaliges Erlebnis, nicht als einen Anfang. Anlaß unseres Treffens im kleinen Kreis mit privater Einladung war der erste Besuch von Dr. Yaakov Zur in Rostock. Das Gespräch verlief zunächst tastend, die Stimmung war etwas beklommen, wir waren unsicher, aufgeregt. Doch mit den gegenseitigen Fragen und Antworten entstand dann eine sehr schöne Atmosphäre.

Gespräch mit Maritta Fritzsche

Die Initiatoren waren damals Frank Schröder, der sich im Stadtarchiv mit der Geschichte der Rostocker Juden beschäftigte, Christiane Niemann, die den Besuch mit organisiert hatte, und ich. Mein und meines Mannes Anliegen war es, Yaakov Zur, der nach 50 Jahren zum ersten Mal wieder in seine Geburtsstadt kam, hier bei uns zu Hause Geborgenheit zu geben.

Wir haben ihn gemeinsam vom Bahnhof abgeholt. Ich hatte Angst. Wer auch immer kommen würde, ob sympathisch oder nicht - ich wollte nichts falsch machen, ihm nicht zu nahe treten und ihn nicht allein lassen, ihn auf keinen Fall verletzen. Daß unser Gast bei uns wohnen konnte, hatten wir offiziell mit der rituellen Küche begründet, die im Hotel nicht möglich wäre. Und wirklich habe ich mich mit der koscheren Küche befaßt, Geschirr, Töpfe, Bestecke eingekauft, damit er alles Nötige vorfindet.

Der Besuch war ein sehr schweres, ernstes Ereignis für Yaakov Zur. Erst hier in Rostock erfuhr er vom Schicksal seiner Mutter und Schwester, die nach Auschwitz deportiert wurden. In diesen schweren Stunden wollte ich an seiner Seite sein, wenn er es brauchte, und mich zurückziehen, wenn er es

wünschte. Das hat er wohl gespürt, denn trotz der seelischen Belastung schrieb er in unser Gästebuch, er habe sich bei uns zu Hause gefühlt.

Was war dieser Begegnung vorausgegangen? Wie haben Sie Dr. Yaakov Zur kennengelernt?

Wir drei sind auf verschiedenen Wegen zu Yaakov Zur gelangt. Ich hatte eine Schulfreundin, wir haben zusammen Abitur gemacht, sie ging dann in den Westen, wurde Lehrerin und beschäftigte sich später viel mit dem Judentum. Bei einer Tagung erlebte sie einen Gast aus Israel: Dr. Yaakov Zur. Meine Freundin hatte das Gefühl, einen norddeutschen Akzent in seiner Rede zu hören, und sie erfuhr, daß er aus Rostock stammte.

Ich weiß nicht, was mit mir passiert ist, als sie mir das schrieb. Ich weiß nur, daß ich dem Schicksal dieser Familie Zuckermann unbedingt nachgehen mußte. Dann lagen im Stadtarchiv die Akten vor mir... Ich habe noch heute die Genehmigung zur Ausreise vor Augen mit der Kinderschrift in Sütterlin: Alfred Israel Zuckermann... Ich habe die Deportationslisten gesehen mit den Namen Perle und Ruth Zuckermann... Ich kann heute noch nicht ruhig darüber sprechen.

Damals erinnerte ich mich an manche Erlebnisse als Kind in der Nazizeit, konnte vieles rekonstruieren. Ich habe dann einen Vortrag von Frank Schröder über die Thematik gehört und seine Artikelfolge in den Norddeutschen Neuesten Nachrichten gesammelt, die ich meiner Freundin zur Weiterleitung an Yaakov Zur schickte. Ich war von diesem Schicksal bis ins Innerste berührt, und als ich meinen ersten Brief an Yaakov schrieb, wußte ich nicht, wie ich anfangen sollte. Ich habe dann einen Satz von Martin Buber gewählt: „In ihren menschlichen Menschen müssen die Völker ins Gespräch kommen, wenn der große Friede erscheinen und das verwüstete Leben der Erde erneuern soll.“ Yaakov schrieb in seiner Antwort, das möge unser Wahlspruch sein.

Hatten Sie schon vor der Begegnung Berührung mit dem Judentum? Durch die Religion - vielleicht durch Ihr Theologiestudium? Durch deutsche Geschichte? Durch Ihre Biografie?

Kenntnisse über das Judentum wurden während meines Studiums kaum vermittelt, das ist ein großes Manko. Damals habe ich das aber nicht gemerkt.

Anfang 1945 habe ich mit meinen Eltern BBC gehört - das war ein Schock für mich, als wir erfuhren, was mit den Juden geschehen war. Dieser Wahnsinnschock - das war der Anfang meiner Beziehung zum Judentum.

Dazu kommt, daß ich mein ganzes Leben suche, frage. Schon als Kind soll ich immer „Warum?“ gefragt haben. Ja, es ist wohl diese Mischung von Schock, Erkenntnis und immerwährendem Suchen nach Identität, nach den Wurzeln, was mich zum Judentum geführt hat.

Ich fühle schon lange: Ich habe ein jüdisches Herz.

Sie konnten nach dem Besuch von Yaakov Zur in Rostock nach Israel reisen - zu DDR-Zeiten durchaus keine normale Angelegenheit...

...nein, nur mit großen Mühen ist es mir gelungen, im Frühjahr 89 mit einer Einladung von Yaakov ein Visum für Israel zu bekommen. Mit dem 60. Jahrestag der Reichspogromnacht 1988 änderte sich die offizielle Haltung zu den Juden, aber Israel blieb im Verständnis der DDR immer der zionistisch-imperialistische Staat.

Ich bin nicht als Tourist nach Israel gereist, ich habe es damals als eine Art Pilgerreise empfunden, aber nicht zu den heiligen christlichen Stätten. In erster Linie wollte ich nach Yad Vaschem, der Gedenkstätte für die im Holocaust ermordeten Juden. Nach Israel kann ich nur über Auschwitz fahren, das ist bis heute so.

Während des Besuchs bei Yaakov in seinem Kibbuz habe ich wie am ersten Tag unserer Bekanntschaft gespürt: Yaakov ist immer bei sich selbst. Er hat seine Identität, seine Kontinuität trotz aller Brüche in seiner Biografie. Darum beneide ich ihn - so möchte man selbst sein. Yaakov identifiziert sich mit seiner Religion, seinem Kibbuz, seinem Land. Ich fühlte mich nicht zu Hause - nicht in der DDR und nicht in meiner Kirche. Das ist auch heute nicht viel anders. Zu Hause fühle ich mich in Israel. An der Klagemauer bin ich ganz bei mir, dort kann ich ganz intensiv beten. Das Judentum ist mir so nah.

Nach seinem ersten Besuch ist Yaakov Zur immer mehr in die DDR-Öffentlichkeit getreten, er war in der Universität, im Kulturbund, in LPG, bei Staats- und Parteifunktionären. Nach der Wende wurde er Ehrenbürger von Rostock, Ehrendoktor der Universität. Brachte dieser Gang aus dem Wohnzimmer in die Öffentlichkeit bei allem Stolz auf die Konsequenz des eigenen Engagements auch ein Gefühl des Verlusts für Sie?

Damals in unserem Wohnzimmer ahnte wohl niemand, was einmal daraus werden würde. Schon bei seinem ersten Besuch hat Yaakov in der Sektion Theologie der Universität vor einem kleinen Kreis über den religiösen Kibbuz gesprochen, und sein erster Vortrag in Rostock fand in der Johannis-Kirche statt. Wenn man bedenkt, was das Kreuz-Symbol für die Juden bedeutet - und Yaakov spricht in der Kirche! Ganz am Anfang hatte er die Befürchtung geäußert, von uns Christen missioniert zu werden. Ich war darüber total erschrocken, der Gedanke war und ist mir völlig fremd. Aber dann ist mir bewußt geworden, daß in dieser Angst die ganze jüdische Befindlichkeit steckt, eine Urerfahrung der Juden, was die Christenheit in der Geschichte ihnen angetan hat.

Yaakov wohnt bei seinen Besuchen in Rostock wie beim ersten Mal immer auch bei uns, aber er gehört jetzt allen. Ein bißchen Wehmut verspüre ich da manchmal schon. Ich möchte keineswegs einen Besitzanspruch anmelden, doch gelegentlich wünsche ich mir, daß Schabbat wäre und Yaakov bei uns zu Hause ist und wir Zeit und Muße haben zum Reden, zumal ich in Diskussionsrunden mit vielen Menschen nicht reden kann. Ich brauche das Gespräch zu zweit oder im kleinen Kreis. Yaakov ist für mich persönlich sehr wichtig - emotional, geistig, religiös.

Zu einem beträchtlichen Teil „gehört“ Yaakov Zur als Mitglied des Stiftungsvorstands heute dem Max-Samuel-Haus. Die Begegnungsstätte am Schillerplatz ist ja letztlich das Ergebnis der Entwicklung seit jenem Sommerabend 1987. Welche Beziehung haben Sie zum Max-Samuel-Haus?

Heute sind Vorträge, Gespräche, Veranstaltungen zur Thematik des Judentums Normalität. Für mich ist die Arbeit des Max-Samuel-Hauses ganz wichtig, ich fühle mich dort zu Hause, und ich fühle mich auch verantwortlich. Ich freue mich über die Entwicklung besonders der letzten Jahre. Die Arbeit ist sehr viel breiter, aber nicht flacher geworden. Sehr positiv ist die Veränderung in Richtung der Jugend: Lehrer, Jugendliche und auch Kinder werden angesprochen. Gerade für sie, die vom Lebensalter her keine Beziehung zum Judentum haben können, ist es wichtig, Wissen zu vermitteln und damit Verhalten anzuregen, nicht zuletzt durch die Reisen. Das halte ich für einen ganz großen Gewinn nach der Wende.

Die Suche nach den Wurzeln hört nie auf, und unsere christlichen Wurzeln sind doch jüdisch. Wir haben es jahrhundertlang vergessen - fast bis zur Vernichtung.

Der amerikanische Autor Robert Jay Lifton wurde nach einiger Zeit der Recherche zu seinem Buch "Ärzte im Dritten Reich" von nächtlichen Alpträumen geplagt, in denen er sich und seine Familie in einem nationalsozialistischen Konzentrationslager vom Tode bedroht sah. Als er hiervon einem Holocaust-Überlebenden erzählte, sagte dieser, erst jetzt sei Lifton wirklich in der Lage, dieses Buch zu schreiben.

Diese Episode, die Lifton in seinem Buch festhielt, hat mich tief beeindruckt, denn sie beschreibt in bedrückender Art und Weise die Emotionalität, der die Erforschung deutsch-jüdischer Geschichte im allgemeinen und deutsch-jüdischer Medizingeschichte im besonderen unterliegt.

Ute Grasshoff

Zum Wirken "jüdischer" Ärzte in Rostock

Notizen zu einem Dissertationsprojekt

Ich selbst habe über einige Jahre an einem von Prof. Dr.med. I. Richter aus der Universitätskinderklinik Rostock betreuten Dissertationsprojekt "Zum Wirken 'jüdischer' Ärzte in Rostock" gearbeitet, und ich gestehe, ich habe solche Träume während dieser Zeit nicht gehabt und gestehe darüber hinaus, ich bin froh darüber. Denn ich hoffe, dass der alte Mann, dem Lifton begegnete, sich geirrt hat. Ich hoffe, dass man deutsch-jüdische Geschichte qualitativ hochwertig erforschen kann, ohne durchleben zu müssen, was ihre Protagonisten erlitten. Mir war auch so mehr als einmal zum Weinen und mehr als einmal kalt vor Entsetzen. Aber es gab auch Momente des Schmunzeln oder des Triumphes. Und dennoch: Hätte ich bereits zu Beginn geahnt, auf welchem hochsensiblen, umkämpften und anspruchsvollen Boden ich mich begeben müsste, so wäre meine Arbeit möglicherweise gar nicht entstanden.

Dass ich sie dennoch schreiben konnte, verdanke ich neben einem eigenen fachlichen und menschlichen Lernprozeß auch einer um-

fangreichen Unterstützung. Und jetzt (fast) am Ende kann ich sagen, dass ich trotz aller möglicherweise vorhandener Unzulänglichkeiten, die solch ein Projekt zwangsläufig aufweist, froh bin über das Erreichte: Es ist gelungen, das Leben von zwanzig Rostocker Ärzten, die als "Juden" nach den Nürnberger Rassegesetzen im Nationalsozialismus verfolgt waren, in wesentlichen Zügen zu rekonstruieren.

Ihre Namen: Robert Ahrens, Felix Boenheim, Wilhelm Boldt, Günther Brann, Hedwig von Goetzen, Adolf Henczynski, Edith Josephy, Erich Liebert, Hans Lindenberg, Alfred Alexander Loeser, Fritz Mainzer, Hans Moral, Fritz Nelson, Gustav Posner, Willy Sawitz, Hans Schmid, Ernst Simmel, Heinrich Strauss, Fritz Weinberg, Hans Winterstein.

Die Betrachtung dieser Menschen unter einem gemeinsamen historischen Blickwinkel hat damit zu tun, dass sie während eines totalitären Regimes per definitionem einer Gruppe zugeordnet wurden und nicht etwa damit, dass sie selbst sich in jedem Fall dieser Gruppe zugehörig gefühlt haben mochten. Und auch wenn ich überzeugt bin, dass es aufgrund vieler gemeinsamer Punkte in ihren Lebenswegen gerechtfertigt ist, diese Menschen im Rahmen dieser Arbeit rückblickend gemeinsam zu betrachten, so darf nicht vergessen werden, dass ich mich dazu eines – historischen, menschenverachtenden und von mir verachteten – Denkschemas bedienen mußte. Um diese schreckliche Allgegenwart nationalsozialistischen Erbes zumindest kenntlich zu machen, wo ich sie nicht vermeiden kann, habe ich für die betrachteten Ärzte die Bezeichnung "jüdisch" verwendet – in Anführungszeichen, die inhaltliche Distanz ausdrücken.

Diese Arbeit soll dazu beitragen, dass wir uns der zwanzig Mitbürger erinnern: als Ärzte und Wissenschaftler, als Politiker und Verbandsmitglieder, als Gläubige oder Atheisten, als Eheleute und Eltern, aber auch als Ermordete oder als Überlebende in der Emigration oder der Heimatstadt – als Menschen in all ihren Facetten, mit ihrem eigenen Schicksal und in ihrer Zeit. Wenn ich zeigen kann, dass diese Menschen viel mehr waren als nur dies: Opfer – dann hat diese Forschung ein wesentliches Anliegen erfüllt.

Neues Projekt: "Interkulturelle Kinder- und Jugendarbeit – Wertebildung in deutsch-jüdischer Begegnung"

Seit dem 1. Dezember 1999 ist das Max-Samuel-Haus Rostock Träger eines dreijährigen durch das Land Mecklenburg-Vorpommern und durch das Arbeitsamt Rostock geförderten sogenannten "GAP"-Projektes. Hinter dem zunächst einmal schwer verständlichen Kürzel für "Gemeinwohlorientierte Arbeitsförderungsprojekte" versteckt sich eine Projektidee, die bei ihrer Verwirklichung die Kinder- und Jugendarbeit des Max-Samuel-Hauses nicht nur personell verstärken wird.

Ideen, Ziele und erste Erfolge

Kinder und Jugendliche - mit einer mehrheitsgesellschaftlich deutschen und atheistischen bzw. christlichen Prägung - aus der Region Rostock, insbesondere aus sozialen Brennpunktgebieten, sollen durch die Teilnahme und Mitgestaltung an/von Einzelprojekten mit anderen Kindern und Jugendlichen "fremder" nationaler, kultureller und religiöser Prägung in Berührung kommen. Exemplarischer Ansatz ist dabei die Begegnung mit Kindern und Jugendlichen der Jüdischen Gemeinde Rostock. Durch die Projektleitung werden gemeinsam mit verschiedenen Partnern Einzelprojekte wie eine Fotogruppe, Jugendabende, Kinderfeste und Veranstaltungen mit Workshopcharakter gestaltet, bei denen zunächst das konkrete Erleben des anderen Menschen mit seinen vergleichbaren Neigungen, Problemen und Fragen steht. Ebenso wird aber auch über thematische Projekte die Individualität und spezifische Werteprägung des anderen erfahrbar gemacht. Partner für derartige Einzelprojekte sind Schulen, Kirchgemeinden, Sportverbände, Jugendorganisationen, Vereine und Unternehmen aus der Region, aber auch überregionale, ausländische und internationale Organisationen und Institutionen. Diese Einzelprojekte sollen in langfristige Projekte (thematische Gruppen, Jahresprojekte mit Schulen) übergehen. Jährlicher Schwerpunkt sind die jeweils im Sommer stattfindenden internationalen Jugendworkshops, bei denen sowohl die persönliche Begegnung als auch die Wertevermittlung intensiver geschehen kann. Darüber hinaus werden die an verschiedenen Projektteilen teilnehmenden Jugendlichen ihre Erfahrungen in der interkulturellen, interreligiösen und internationalen Begegnung dokumentieren und öffentlich machen (Fotoausstellungen, Konzerte u.ä.).

Das Ziel des Projektes besteht in der Sensibilisierung von Kindern und Jugendlichen, den kulturell anderen als gleichwertig anzusehen. Die individuelle Begegnung mit anderen Menschen, wie auch die Vermittlung von Themen, Zusammenhängen und Hintergründen wird den Erfahrungshorizont vergrößern und die Entwicklung der Fähigkeit zum Akzeptieren und Umgehen mit anderen Traditionen und Prägungen unterstützen. Das Vorhandensein verschiedener kultureller, nationaler und religiöser Traditionen in der eigenen Umwelt soll als Bereicherung der eigenen Lebenswelt begriffen werden. Damit ist unser Projekt auch auf die Verhinderung der Entstehung von fremden- und ausländerfeindlichen Haltungen ausgerichtet. Mit der Bindung an das Grundthema "jüdisch" entsteht ein Auseinandersetzungsprozess mit der eigenen deutschen Geschichte und mit der Frage nach politischer und moralischer Zukunftsverantwortung. Zugleich beinhaltet diese Thematik eine Konfrontation mit wesentlichen Entwicklungsmomenten und -inhalten eines mehrtausendjährigen weltzivilisatorischen Gesamtprozesses. Damit soll die Entwicklung eines historischen und kulturellen Bewußtseins unterstützt werden. Insgesamt richtet sich das Projekt auf eine positive Wertebildung als Bestandteil eigener Orientierungs- und Sinnfindung.

Erste Höhepunkte waren neben vielen Einzelveranstaltungen der mehrtägige Workshop "Jiddische Lieder" mit dem bekannten Künstler Manfred Lemm und 40 Teilnehmern aus Israel, Dänemark und aus verschiedenen Rostocker Schulen mit anschließendem großem öffentlichen Konzert vor ausverkauftem Haus im Barocksaal im Dezember 1999 sowie die Veranstaltung zum Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus "Aus dem Gedächtnis?!" am 27. Januar 2000, auf der sechs Schülergruppen aus der Stadt Rostock selbständig ihre im Verlauf des letzten Jahres in Kooperation mit dem Max-Samuel-Haus gestalteten Projekte vorstellten: In Kurzvortrag, Reisebericht einer Israelfahrt, Fotografie, Video, Musik und Gesang wurde in sehr überzeugender Weise deutlich, daß Erinnerung ein fruchtbarer und lebendiger Bestandteil einer zukunftsorientierten Jugendkultur sein kann, die sich andererseits zunehmend von ritualisierten "Gedenkveranstaltungen" distanziert.

An den 47 Veranstaltungen unseres Projektes haben bis zum 31. Mai dieses Jahres ca. 1300 Kinder und Jugendliche teilgenommen.

Wolfgang Weiskirchen

In Zusammenarbeit mit der Pater Sziemasko Stiftung aus Krakow/Polen und der Begegnungsstätte DIALOG in Nachscholim/Israel begann in diesem Jahr unter konzeptioneller Leitung des Max-Samuel-Hauses ein zweijähriges Projekt. Jugendliche aus Rostock, Haifa und Krakow werden sich untereinander, aber vielmehr noch der untergegangenen jüdischen Welt Europas begegnen. Mit gemeinsamem Singen, Tanzen, Arbeiten und Lernen werden Sie das Thema erarbeiten und so auch das gegenwärtige jüdische Leben kennenlernen.

Erste Erfahrungen auf diesem begonnenen Weg beschreibt die Lehrerin **Gundula Richter** vom Stephan-Jantzen-Gymnasium in Rostock-Lichtenhagen, die Betreuerin der beteiligten Rostocker Jugendgruppe ist.

Erste Schritte in die jüdische Welt

Aus der Idee, einmal eine Reise nach Israel zu unternehmen, ist für zwölf Schüler des Stephan-Jantzen-Gymnasiums Lichtenhagen ein Projekt geworden, das sich über einen Zeitraum von zwei Jahren ausdehnen wird. Denn man fährt nicht so einfach als Tourist nach Israel, dessen Geschichte auf enge und auch bedrückende Art mit der deutschen zusammenhängt. Nein, wir wollten uns auf einen längeren Weg begeben, um mit Freunden aus Polen und Israel gemeinsam die jeweils lokale jüdische Geschichte und Gegenwart der Städte Krakow, Haifa und Rostock kennenzulernen. Und erste Schritte auf dieser Reise, die uns dann letztlich über Krakow, Warschau nach Haifa und Jerusalem führen wird, sind wir schon gegangen.

Unsere erste Zusammenkunft führte unsere kleine Gruppe in die Jüdische Gemeinde der Stadt Rostock. Vielen von uns war es gar nicht gegenwärtig, daß in unserer Heimatstadt wieder eine funktionierende Gemeinde existiert. So brachte uns dieser Tag anschauliche Informationen über die jüdische Religion. Manche Vorurteile wurden abgebaut, aber auch Fragen aufgeworfen, auf die wir in der nächsten Zeit nach Antwort suchen werden.

Unser zweiter Projekttag führte uns ins Max-Samuel-Haus. Herr Drewelow stellte uns in Zusammenarbeit mit der Jüdischen Gemeinde das Leben im jüdischen Jahr und die Feste, die sich mit dem jüdischen Kalender verbinden, vor.

Ein roter Faden, der auf dem Fußboden liegt, symbolisiert den Jahreskreis, der sich wiederum mit den verschiedenen religiösen Festen verbindet. Zu jedem Fest waren traditionelle Speisen aufgestellt, besondere Utensilien bereitgelegt oder erklärende Fotos dazugestellt. Einiges durften wir auch probieren und ausprobieren.

So wissen wir jetzt, daß ungesäuertes Brot, das die gläubigen Juden zum Pessachfest speisen, ähnlich wie unser Knäckebrötchen schmeckt. Wir haben den Brauch nachvollzogen, zu Rosch Haschana einen Apfel in Honig zu tauchen und ihn mit dem Wunsch „Möge das neue Jahr dir ein süßes sein!“ an unseren Nachbarn weiterzureichen. Schana Towa!

Und mancher von uns hat heimlich versucht, dem Schofar, einem Widderhorn, das zur Buße mahnen soll, einen Ton zu entlocken. Geglückt ist es keinem so richtig.

Wir kennen jetzt die Bedeutung des Chanukkafestes und wissen, warum der Leuchter acht Arme besitzt. Und wir haben gemeinsam auf dem Fußboden gehockt und dem Dreidel gefrönt, einem fröhlichen Glücksspiel. Natürlich haben auch wir ganz harmlos um Nüsse „gedreidelt“.

Ganz besonderen Spaß hatte unsere Gruppe an den Erzählungen über das Purimfest. Eigentlich hat es einen sehr ernsten Hintergrund: Haman, ein Günstling des persischen Herrschers Xerxes, wollte das jüdische Volk vernichten. Der couragierte Einsatz Esthers verhinderte dies. Die Juden wurden verschont, und deshalb gedenken sie jedes Jahr mit einer Lesung aus dem Buch Esther dieser biblischen Gestalt. Immer wenn der Name Haman erwähnt wird, lärmen alle Anwesenden um die Wette. Diesen Part übernahmen wir an diesem Vormittag mit lautem Fußetrampeln und Buh-Rufen...

Dieses vergnügliche, aber auch ernste und eindrucksvolle Erlebnis wird sicherlich viel länger im Gedächtnis bleiben als eine übliche Unterrichtsstunde über jüdische Geschichte und Kultur. Nach diesen ersten Projektschritten freuen wir uns auf den nächsten Wegabschnitt.

BUCHTIP

Hanna Krall

Da ist kein Fluß mehr

Aus dem Polnischen von Roswitha Matwin-Buschmann
Verlag Neue Kritik Frankfurt/M. 1999

Die polnische Journalistin Hanna Krall, 1937 in Warschau geboren, stellte sich dem Leser bereits 1977 (dt. 1979 bei Volk und Welt Berlin) mit ihrem Buch „Dem Herrgott zuvorkommen“ vor, einem „Tatsachenbericht“ über Dr. Marek Edelmann, einen der vier Initiatoren des Warschauer Ghettoaufstands 1943 und international bekannten Herzchirurgen in den 70er Jahren. Unter dem Titel „Da ist kein Fluß mehr“ (polnisch 1998) hat sie 1999 eine Sammlung kürzerer Texte vorgelegt, die sich der Zuordnung zu traditionellen Erzählformen wie Erzählung, Bericht oder Reportage verweigern. Der Band enthüllt gleich zu Anfang die Erzählmethode der Autorin und die Quelle, der er sich verdankt: „Erzählen Sie mir was, bat ich (Jede Lesung beendete ich so: Erzählen Sie mir eine Geschichte. Eine wahre ... wichtige ... eine fremde oder was über sich selbst...)“ Krall mischt Nach-Erzählungen Überlebender, selbst Recherchiertes, in wissenschaftlichen Darstellungen Dokumentiertes, wiederentdeckte Legende aus der Geschichte polnischer, russischer und galizischer Juden – oftmals sogar in einem Text. Als besonders anziehend empfinde ich die auf engstem Raum erfolgende Ausbreitung von jüdischer Lebensfülle, die so nur noch in der Erinnerung weniger existiert, unterbreitet in einer Intellektualität, die sich der gängigen „Vermarktung“ des Themas zu widersetzen vermag. Krall ist auf der Suche nach einer verschwundenen Welt, deren Bedeutsamkeit sich in den „kleinen Dingen“ entfaltet.

Die Titelzeile „Da ist kein Fluß mehr“ birgt in sich das poetische Prinzip dieses Textes: die sachliche, illusionslose Feststellung steht zugleich sinnbildhaft für die Auslöschung jüdischen Lebens. Hanna Kralls Buch lebt durch das Paradoxon: Die Geschichten haben ihren Denkort in aller Welt, in Göteborg, Hamburg, Warschau, Toronto, Plebanki, Tykocin, Iowa City, New York, Lublin, Leslo...und haben doch alle ihren Ursprung und ihr Zentrum in der ostjüdischen Welt. Der Atemlosigkeit, mit der dem Leser eine Fülle von Orten, Namen und Begebnissen entgegentreten, kann er sich kaum entziehen. An Hanna Kralls Texten fällt mit Blick auf ihren Gegenstand die bemerkenswerte Nüchternheit auf. Ihr Stil ist durch klar strukturierte, kurze, zuweilen elliptische Sätze gekennzeichnet, die sich wechselseitig ihre Gleichwertigkeit als Hauptsätze

zu beteuern scheinen. Der betont sachliche Erzählgestus scheint der Ungeheuerlichkeit des Berichteten zuwiderzulaufen. Diese Sachlichkeit jedoch schafft die Distanz, die der Autorin das Nicht-Vorstellbare erzählbar macht. Auf subtile Weise schaffen sich hier der Schmerz und das eigenartige Pathos Raum, mit dem Krall das ihr Erzählte fortträgt. Erzählt wird von Liebe, Treue, Verrat, Tod, Menschenmut statt Gottvertrauen, von Verdrängung belastender Geschichte, der „Strafe“ des Überlebens, vom deutschen, polnischen, russischen, sowjetischen Antisemitismus... In scheinbar beruhigtem Ton überantwortet Hanna Krall dem Leser die beunruhigenden Geschichten, die in der Erinnerung der Überlebenden zu keinem Ende kommen. Sie verweist bis ins Detail auf die Überprüfbarkeit des Erzählten, wenn sie die Authentizität des Erzählens gelegentlich stützt mit dem Verweis auf wissenschaftliche Quellen. Erstaunlich ist dennoch, wie die Balance gehalten wird zwischen gleichnishaftem Erzählen, Dokument und Essayistischem. Der offene, polemische Grundton verweigert sich einfachen Wahrheiten und schließt in seine Nachdenklichkeit auch die Frage nach Hanna Kralls Beweggründen über Juden zu schreiben ein. Die Antwort liegt in den nicht zu erfindenden Geschichten selbst, die sich in „Winkelchen“ zugetragen haben, die „auf keiner Landkarte“ zu finden sind und von den „Kleinen, Ernsthaften, Verlässlichen“ erzählen. Krall erzählt vom polnischen Dienstmädchen Alicja, die mit ihrer treuen Liebe Meir Zonenszaja und seine Familie vor der Vernichtung rettet, in Auschwitz landet, überlebt und den Tod in einer psychiatrischen Klinik im Nachkriegspolen findet. Die Schuld der unentgelteten Liebe lastet auf den Nachgeborenen Meir Zonenszajas. Wir lesen vom Rabbi Gershon Hennoch, auf der Suche nach dem legendären Fisch, der in biblischen Zeiten die blaue Farbe für die Zizit, die Schaufäden, lieferte, und wie der Streit um die Farbe der Zizit die Juden blind machte vor der herannahenden Vernichtung durch die Deutschen. Und von der grotesken Zusammenrückung der theatralischen Inszenierung der Ermordung der Juden von Tykocin Juni 1941 mit einer Theateraufführung in der Gegenwart am selben Ort, die die Erinnerung an 1941 umgehen zu können glaubt...

Hella Ehlers

Neuerwerbungen für die Bibliothek

Arendt, Hanna: Rahel Varnhagen - Lebensgeschichte einer deutschen Jüdin aus der Romantik, Piper und Co. Verlag 1981, München.

Borries, Achim von (Hrsg.): Selbstzeugnisse des deutschen Judentums 1861-1945, Fischer-Taschenbuchverlag 1988, Frankfurt/M.

Brumlik, Micha u.a. (Hrsg.): Jüdisches Leben in Deutschland seit 1945, Athenäum Verlag 1988, Frankfurt/M. (Spende Kai Seyffarth)

Döllinger, Ignaz von: Das Judentum in Europa, Drei-Säulen-Verlag 1947, Bad Wörishofen. (Spende Kai Seyffarth)

Gallmeister, Petra: Jüdische Sagen, Verlagsunion Erich Pabel - Arthur Moewig KG. 1988, Rastatt.

Graetz, Heinrich: Geschichte der Juden - Von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart, 11 Bände, arani - Verlag 1998, Leipzig.

Harck, Ole: Jüdische Vergangenheit - Jüdische Zukunft, Landeszentrale für politische Bildung Schleswig-Holstein 1998, Kiel. (Spende des Autors)

Lixl-Purell, Andreas (Hrsg.): Erinnerungen deutsch-jüdischer Frauen 1900-1990, Leipzig 1992.

Löwenthal, Leo: Untergang der Dämonologien - Studien über Judentum, Antisemitismus und faschistischen Geist, Reclam Verlag 1989, Leipzig. (Spende Kai Seyffarth)

Meyer, Michael A.: Deutsch-Jüdische Geschichte in der Neuzeit, 2 Bände, Verlag C.H. Beck 1996, München.

Runge, Irene: Ich bin kein Russe - Jüdische Zuwanderung zwischen 1989 und 1994, Dietz Verlag 1995, Berlin.

Schiel, Eberhard: Braune Schatten überm Sund - Schicksale Stralsunder Juden, Scheunen-Verlag 1999, Kückenshagen.

Schoeps, Julius H. u.a. (Hrsg.): Ein neues Judentum in Deutschland? Fremd- und Eigenbilder der russisch- jüdischen Einwanderer, Verlag für Berlin-Brandenburg GmbH 1999, Potsdam.

Schoeps, Julius H.: Neues Lexikon des Judentums, Bertelsmann Lexikon Verlag 1998, München.

Schröder, Karsten / Koch, Ingo: Rostocker Chronik - Ein Streifzug durch das 20. Jahrhundert in Bildern und zeitgenössischen Pressestimmen, Neuer Hochschulschriftenverlag 1999, Rostock (Spende H.W. Bohl)

Simon, Heinrich und Maria: Geschichte der jüdischen Philosophie, Union Verlag 1984, Berlin. (Spende Kai Seyffarth)

Tessenow, Heinrich: Ich verfolgte bestimmte Gedanken..., Dorf, Stadt, Großstadt - was nun? Thomas-Helms-Verlag 1996, Schwerin. (Spende des Verlags)

Universität Rostock, Philosophische Fakultät, Historisches Institut (Hrsg.): Rostocker Beiträge zur Deutschen und Europäischen Geschichte, Festgabe für Kersten Krüger zum 60. Geburtstag, Jubiläumsjahre -Historische Erinnerung - Historische Forschungen, Band 7, Rostock 1999. (Spende Kathrin Wenzel)